

überrannten Malis Armee vor einem Jahr in nur ein paar Wochen. Die Truppen der Region sind allesamt so schwach und korrupt wie die Staaten, die sie aufstellen. Sie sind schlecht ausgerüstet, die Moral der Soldaten ist am Boden, auch weil die Männer oft monatelang auf ihren Sold warten müssen.

Die Amerikaner versuchen, die Länder der Region aufzurüsten, um die Bedrohung aus der Wüste zu bekämpfen: „Creek Sand“ heißt ein geheimes Programm der US-Regierung. In Ouagadougou, Burkina Faso, und verschiedenen anderen strategisch wichtigen Stellen in der Region hat Washington Kleinflugzeuge stationiert. Die Maschinen vom Typ Pilatus PC-12 sind unbewaffnet, aber vollgestopft mit modernster Überwachungstechnik. Sie überfliegen die Wüste, die so gewonnenen Informationen sollen lokalen Militärs bei der Jagd auf Terroristen helfen. Doch große Erfolge brachte das Programm bisher nicht.

Ob brutales Vorgehen der Militärs wie in Algerien Islamisten abschrecken würde, ist zudem umstritten. Die Länder Sahelstans gehören zu den ärmsten der Welt, regelmäßig suchen Hungersnöte die Gegend heim: „Ein junger Mensch von dort hat keine Chance, ein gutes Leben zu führen“, so der mittlerweile gestürzte malische Präsident Amadou Touré.

Die Terroristen aber sind vergleichsweise reich: Rund 90 Euro Sold bieten sie jungen Männern pro Monat. Dafür erhält jeder Rekrut eine Kalaschnikow, täglich Essen – und ein wenig Macht über den Rest der Bevölkerung.

Wenig später landen die neuen Kämpfer in Ausbildungslagern, sogenannten Katibas, viele davon im Norden Malis und an der Ostgrenze Mauretaniens. Dort steht neben Training mit Maschinengewehren und Handgranaten auch der Koran auf dem Lehrplan: „Du erkennst die Leute nicht wieder, wenn sie von dort zurückkommen“, so ein Tuareg-Mann in Bamako.

In Mali seien die islamistischen Kämpfer meist besser ausgerüstet und ernährt als die Soldaten der Armee, sagen Experten: Sie haben Panzerfäuste, SA-7-Raketen und anderes modernes Schießgerät. Ihre Hauptwaffen sind die Panzer des armen Mannes, die „technicals“: Pick-up-Trucks mit aufmontiertem schwerem Maschinengewehr, an den Seiten hängen meistens Taschen voller Munition für die Kämpfer zu Fuß.

Das meiste davon stammt aus Gaddafis Waffenlagern, wo es vor allem ehemalige Tuareg-Söldner des Diktators nach dem Zusammenbruch des Regimes haben mitgehen lassen. Nachschub ist kein Problem, denn Afrikas Islamisten horten reichlich Dollar-Millionen.

Vor gut drei Jahren machten malische Polizisten im Norden des Landes einen

seltsamen Fund: Mitten in der Wüste stand eine Boeing 727, ohne Sitze, wohl auf Frachttransporte ausgelegt. Ermittlungen ergaben, dass die Maschine in Guinea-Bissau registriert und in Venezuela gestartet war.

Der Fund bestätigte die Befürchtungen der Fahnder: Südamerikanische Kokain-Kartelle schicken ihren Stoff zum Beispiel mit Flugzeugen tonnenweise nach Westafrika. Und Banden, die mit den Islamisten kooperieren, bringen die Drogen dann in den Mittelmeerraum. Milliarden Dollar könnten sie so eingenommen haben.

Das zweite Standbein sind Entführungen. „Viele westliche Länder bezahlen enorme Summen an uns Dschihadisten“, höhnt Omar Ould Hamaha, ein Islamistenkommandeur, der sich in der westlichen Sahara so sicher fühlt, dass man ihn manchmal sogar anrufen kann. 100 Millionen Euro, so schätzen Experten, soll allein AQMI in den vergangenen Jahren mit Lösegeldern verdient haben.

Dabei endete bisher etwa die Hälfte der Entführungen blutig. Im Norden Nigerias ermordeten Boko-Haram-Terroristen vor einem Jahr einen deutschen Techniker. Besonders oft aber trifft es französische Ingenieure. Frankreich ist auf Uran aus Niger angewiesen, der staatliche Atomkonzern Areva baut es dort in großem Stil ab. Die Areva-Mitarbeiter vollständig zu schützen, ist unmöglich. Vor zwei Jahren wagten sich die Entführer sogar in die staubige nigrische Hauptstadt Niamey. Aus einem Restaurant entführten sie zwei Franzosen.

Meist beginnt für die Gefangenen dann ein monate- oder gar jahrelanger Leidensweg. Um Verfolger abzuschütteln, schaffen die Islamisten ihre Geiseln immer wieder über Hunderte von Kilometern durch die Wüste, auf den Pritschen der Pick-ups oder mit wochenlangen Märschen. „Eine Saison in der Hölle“ nannte der kanadische Diplomat Robert Fowler sein Buch über seine Zeit in der Hand der Extremisten.

Nach 130 Tagen wurde Fowler im April 2009 freigelassen – Ottawa bestreitet, Lösegeld gezahlt zu haben. Die Franzosen aus Niamey hingegen starben, als ein französisches Einsatzkommando versuchte, sie zu befreien. „Beim leisesten Anzeichen eines Angriffs werden den Gefangenen die Kehlen durchgeschnitten wie Hühnchen“, sagt Islamistenführer Hamaha.

Mindestens sieben Geiseln aus Europa warten derzeit noch irgendwo in der Wüste auf ihre Rettung. Zumindest hoffen das die Sicherheitskräfte. Islamisten haben gedroht, sie alle umzubringen, aus Rache für die Luftangriffe, die Frankreich jetzt in Mali gestartet hat.

PAUL HYACINTHE MBEN, JAN PUHL,  
THILO THIELKE



KURDEN

## Intimer Feind

Ein Polit-Krimi um den Mord an drei PKK-Frauen wird immer mysteriöser: Der angeblich kurdische Tatverdächtige ist ein Türke. Wer schickte ihn?

Er habe die Schusssicherheit seines Autos testen wollen, erzählte Ömer Güney einem Bekannten. Darum sei er vor einigen Jahren in den Wald gefahren und habe einen Kugelregen auf seinen Wagen abgefeuert. Ein Nervenkitzel sei das natürlich auch gewesen.

Waffen und Autos sollen die Leidenschaften des türkischen Staatsbürgers Ömer Güney sein, so erzählen es Menschen aus seinem Umfeld. Am 17. Januar wurde der 30-Jährige von der französischen Polizei festgenommen. Denn Güney gilt als Hauptverdächtiger in einem mysteriösen Mordfall. Er soll die PKK-Aktivistinnen Sakine Cansiz, Fidan Dogan und Leyla Söylemez getötet haben.

Mit Kopf- und Bauchschüssen aus einer schallgedämpften Pistole wurden die Frauen am 9. Januar in einem kurdischen Informationszentrum nahe der Pariser Gare du Nord ermordet. Es war ein ebenso rätselhafter wie grausamer Anschlag – eine Hinrichtung, die ganz Frankreich und vor allem die dort lebenden Kurden erschütterte. Zu Zehntausenden demonstrierten sie in den Tagen danach.

Kurze Zeit später suchten französische Polizisten Ömer Güney in einem Vorort von Paris auf. Der Arbeiter sollte als wich-



**Demonstrantinnen in Istanbul\***  
*„Alle Hypothesen bleiben offen“*

tiger Zeuge befragt werden, denn er war angeblich der Letzte, der die PKK-Frauen noch lebend gesehen hat. Bei einer Wohnungsdurchsuchung fanden die Beamten fünf Mobiltelefone.

Am vergangenen Montag präsentierte die Pariser Staatsanwaltschaft Güney als Hauptverdächtigen. Er sei, so heißt es, seit zwei Jahren selbst PKK-Mitglied und gelegentlich als Fahrer von Sakine Cansiz tätig gewesen.

Kameraaufzeichnungen sollen belegen, dass Güney zum Zeitpunkt der Morde am Tatort war: Am Vormittag hatte er mindestens eine der Frauen in das kurdische Informationszentrum gebracht, verschwand dann und kehrte später zurück. Auf seiner Tasche und seinem Mantel wurden Schießpulverreste gefunden – recht starke Indizien. Güneys Beteiligung an dem Verbrechen sei „wahrscheinlich“, so Staatsanwalt François Molins.

Was aber waren die Motive des mutmaßlichen Mörders? Handelt es sich um eine „interne Abrechnung“ in der kurdischen PKK, wie türkische Regierungspolitiker umgehend erklärten? Es sei schließlich nicht das erste Mal, dass politische Gegner innerhalb der Organisation ausgeschaltet würden.

Für die französische Polizei ist das denkbar, sie will aber auch persönliche Meinungsverschiedenheiten nicht ausschließen. „Alle Hypothesen bleiben offen“, zitiert die Tageszeitung „Le Figaro“ eine vertrauliche Quelle. Doch viele Kurden bezweifeln genau das.

Man glaube nicht an die Unabhängigkeit der Ermittlungen, sagt ein Mitglied der

„Föderation der kurdischen Vereine in Frankreich“. Viel zu schnell habe auch die Pariser Polizei von innerkurdischen Konflikten gesprochen und die Möglichkeit einer „türkischen Täterschaft“ außen vor gelassen. Dabei gibt es dafür Hinweise.

So meldete sich inzwischen Güneys Familie zu Wort. Und seine Verwandten bestreiten, überhaupt kurdisch zu sein. „Wir sind Türken, reine Türken“, erklärte Ömers Onkel, Zekai Güney, in einer Sendung des türkischen Senders CNN Türk. Ein anderer Verwandter schreibt auf Facebook: „Wäre Ömer PKK-Mitglied, würde ich ihn eigenhändig töten.“ Die Familie stammt aus der nördlichen Provinz Sivas, einer Gegend, die als Hochburg ultranationalistischer Türken gilt.

Auf zwei Facebook-Seiten stellte Güney selbst seine Leidenschaft für die gewalttätige Actionserie „Tal der Wölfe“ zur Schau. Auf einem Bild imitiert er deren Hauptfigur, einen türkischen Agenten, der allzeit bereit ist, die Ehre der Türkei mit seinem Blut zu verteidigen. Ein Schwager Güneys glaubt, dass sich der 30-Jährige bisweilen selbst wie ein Filmstar fühlte, dem man nur eine Waffe in die Hand drücken müsse.

Es ist erstaunlich, dass es dem Arbeiter offenbar mühelos gelang, in die kurdische Gemeinde von Paris einzusteigen und das Vertrauen der PKK-Funktionäre zu gewinnen. Im November 2011 wurde er für einen monatlichen Beitrag von 50 Euro Mitglied in einem kurdischen

Kulturverein, der als PKK-nah gilt. Für eine solche Mitgliedschaft müsse man allerdings auch kein Kurdisch sprechen können, räumt der Verein ein. Selbst Türken, Araber oder Franzosen könnten beitreten. Güney soll sich hier beliebt gemacht haben, weil er fließend Französisch spricht – und weil er für Vereinsmitglieder kostenlos übersetzte.

Damals, Ende 2011, behauptete Güney bei seiner Ankunft in Paris auch, von einem kurdischen Bruderverein in Deutschland geschickt worden zu sein, dem Mesopotamischen Kulturverein in München. Die Kurden dort wollen von Ömer Güney allerdings noch nie gehört haben.

Klar ist, dass er von 2003 bis 2011 im oberbayerischen Schliersee lebte. Unter deutschen Sicherheitsexperten ist die Gegend bekannt für ihr „rechtsextremes türkisches Kulturleben“, wie die Politikwissenschaftlerin Alia Sembol sagt. Gerade in Bayern seien viele junge Türkischstämmige von den ultranationalistischen Grauen Wölfen angeheuert worden.

Hielt sich auch Güney in diesen Kreisen auf? Wurde er womöglich von dem auch in Deutschland aktiven „tiefen Staat“ angeworben – einem geheimen Netz von türkischen Ultranationalisten und Mitgliedern des organisierten Verbrechens? Oder gar vom türkischen Geheimdienst, wie viele Kurden mutmaßen?

Zu den Ungereimtheiten des Falls gehört auch, dass Mehmet Ali Şahin, der ehemalige türkische Justizminister, bereits kurz nach den Anschlägen vor „ähnlichen Vorfällen in Deutschland“ warnte – ohne offenzulegen, woher er seine Informationen nahm.

Dabei ist es ein offenes Geheimnis, dass Morde an PKK-Führungskadern von Teilen des türkischen Sicherheitsapparats als legitime Anti-Terror-Strategie betrachtet werden. Nur: Im Moment dürfte der Tod der drei Frauen der Regierung in Ankara sehr ungelegen kommen. Nichts beschäftigt Türken und Kurden in diesen Tagen so sehr wie ein neuer Dialog zwischen der PKK und dem türkischen Staat. Mehrfach erhielt der auf einer Gefängnisinsel vor Istanbul inhaftierte PKK-Führer Abdullah Öcalan in den vergangenen Wochen Besuche von Geheimdienstlern und Politikern.

Falls jemand den Friedensprozess sabotieren wollte, so ist dieser Versuch vorerst gescheitert. Bei der Trauerveranstaltung für die drei ermordeten PKK-Frauen demonstrierten die Kurden friedlich, und in Ankara erklärte Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan, dass er sich durch „solche und weitere Zwischenfälle“ nicht davon abbringen lassen wolle, den Krieg im Südosten des Landes zu beenden.

DANIEL STEINVORTH



**Verdächtiger Güney**  
*Schwäche für Waffen*

\* Mit Bildern der ermordeten PKK-Frauen.